Balance, und gerade sieht es so aus, als gelänge sie nicht.

Der Kommandeur fährt vornweg, in einem alten Lada. Die vier fahren hinterher. Es ist Frühling, die ersten Obstbäume blühen schon. Eigentlich müsste jetzt der Weizen bestellt werden, aber niemand ist auf den Feldern unterwegs. Die Dörfer sehen wie ausgestorben aus. Auf fast jeder Anhöhe sehen sie selbst gebaute Straßenbarrikaden, dazu ein paar Männer, die herumstehen und schweigend den Kommandeur grüßen. Sie fahren in eine Kaserne, der Afghane begrüßt die Männer per Handschlag, obwohl er sie nicht kennt. Sie sprechen kein Englisch, dafür rauchen sie gemeinsam. Vor ein paar Tagen habe es einen Angriff gegeben, erzählt der Kommandeur. 40 Männer seien gestorben. Jede Kaserne ist ein potenzielles Ziel. Ein paar Gräber sind auf dem Feld links zu sehen.

Sie haben über den Tod nachgedacht, sagen sie. Aber bisher war er nur eine Vorstellung, etwas, worüber man sich beim Rauchen unterhalten kann. Hier, hinter der Grenze, erscheint er auf einmal sehr real. Edgar, der Portugiese, sagt, er habe keine Angst vor dem Tod, man könne ja auch bei einem Autounfall sterben. Juan, der Franzose, übt auf der Weiterfahrt ein paar Brocken Englisch: »Speak English. No problem. Long live Ukraine!«

Die Männer halten vor einer weiteren Kaserne an. Hinter einer Barrikade aus Sandsäcken kommt ein großer Mann langsam auf sie zu, der seinen Namen und seinen Dienstgrad nicht nennt. Er hat nur drei Fragen: Wer spricht Englisch? Wer hat militärische Erfahrung? Wer hat Kampferfahrung? Für ihn sind nur Rekruten interessant, die alle drei Fragen mit »ich« beantworten können.

Carlos, der Kolumbianer, zeigt ein Foto auf seinem Handy, er ist darauf mit Uniform zu sehen. »Ihr zeigt mir alle Fotos«, sagt der Mann, »aber ich will die Antworten wissen.« Nur der Afghane kann alle drei Fragen mit »ich« beantworten. Er darf sich auf die Seite stellen. Auch Edgar, den Portugiesen, lässt der Ukrainer nach einer Weile passieren, vermutlich, weil er 27 Jahre im Militär gedient hat und mit der Nato-Mission im Irak war. Kampferfahrung hat Edgar allerdings nicht. Zu Bérenger, dem Franzosen, sagt der Mann auf Englisch: »Mach mal einen Schritt nach vorn.« Bérenger versteht ihn nicht. Der Mann wiederholt langsam. Der Franzose versteht ihn immer noch nicht. Auch das »Long live Ukraine!« von Juan überzeugt ihn nicht. »Für euch ist die Reise hier zu Ende«, sagt der Ukrainer freundlich. Die drei Aussortierten, Juan, Bérenger und Carlos, sehen nicht so aus, als hätten sie den Satz verstanden. Dann werden sie in einem Auto weggebracht.

Edgar strafft sich, er hat die Hände hinter den Rücken verschränkt. Er sagt, er werde tun, was der Kommandeur ihm sagt. In diesem Moment sieht er aus, als wäre er angekommen. Der Afghane erzählt von Guerillataktiken, man könnte Melonen nachts in den Fluss werfen und so die Russen verwirren, das hätten sie in Afghanistan auch gemacht. Der Kommandeur nickt.

Ein Deutscher stößt dazu. Er war Sanitäter, spricht gut Englisch und war Berufssoldat bei der Bundeswehr. Auch er hat bisher alle Hürden genommen. Seinen Namen möchte er hier nicht lesen. Auf alle drei wartet ein Stresstest im nächsten Lager: Zwei erfahrene Offiziere sollen sie unter Druck setzen und gucken, wie sie reagieren.

Den Afghanen fragen sie, ob er denn auch Schweinefleisch mit seinen Kameraden essen würde. Den Deutschen suchen sie nach Hakenkreuzen ab. Edgar fragen sie: »Warum willst du hier sterben?« Wer besteht, darf in den Schutzkeller.

Die Fenster hier sind mit Pappe abgedeckt. Es gibt keinen Alkohol und zum Mittagessen meistens Borschtsch. Sie sollen ein paar Tage warten, bis noch mehr Freiwillige kommen, heißt es, dann könnten sie den Vertrag unterschreiben, um Angehöriger der ukrainischen Armee zu sein. Der Deutsche sinkt auf sein Bett. Er ist mit einem Flixbus in die Ukraine gekommen und hat seit 48 Stunden nicht geschlafen.

Ein paar Tage später: Der Afghane meldet sich aus Schweden. Er sei wieder zurückgebracht worden, schreibt er, wegen Kriegsverbrechen. Er habe Russen erschossen, die eigentlich Gefangene werden sollten. Er sei ein schlechter Mensch, schreibt er. Er erzählt nicht, was genau passiert ist. Edgar, der große Portugiese, meldet sich nie wieder. Er habe den Vertrag am Ende doch nicht unterschrieben, sagt der Deutsche, ihm sei eingefallen, dass er einen Eid auf Portugal geleistet habe. Juan, der Franzose, ist zurück in Marseille. Er sagt, er habe in Lwiw einen Kampf mit einem russischen Spion gehabt, sei mit einem Messer verletzt worden. Er zeigt ein Foto mit einer Schulterwunde.

Niemand weiß, was mit Carlos passiert ist, dem Kolumbianer. Irgendwie ist er verloren gegangen. Bérenger, der Franzose, meldet sich ein paar Tage später. Er hat es doch noch geschafft, er sei jetzt im Osten des Landes, bei der Territorialverteidigung. Auf Instagram postet er Bilder von sich in Uniform. Er wirkt glücklich. Dann ruft er noch mal an. Der Kommandeur, sagt er, wolle nicht, dass ein Franzose stirbt. Das kann Bérenger gut verstehen, deshalb gehe er nicht an die Front. Irgendwie ist keiner der Männer dort angekommen, wo er hinwollte.

Der deutsche Soldat sagt, er habe geweint im Wald. Er wolle helfen, aber so habe er sich das nicht vorgestellt.

Die Bilder und Sätze dieser Männer erinnern an einen Krieg, der fast 100 Jahre her ist, aber mit dem Einsatz der heutigen Internationalen Legion häufig verglichen wird. Im Spanischen Bürgerkrieg der Dreißigerjahre kämpften etwa 25 000 Deutsche, auch der spätere Bundeskanzler Willy Brandt war 1937 als Beobachter dort. Etwa 5000 Deutsche kämpften in den »Internationalen Brigaden« auf der republikanischen, 20 000 Deutsche in der »Legion Condor« auf der faschistischen Seite. Auch damals ging es um den Angriff einer überlegenen Armee auf eine demokratisch gewählte Regierung und um Kriegsverbrechen. Es war ein Bürgerkrieg und zugleich ein Kampf der Weltanschauungen.

Auch damals zog der Krieg Tausende Freiwillige an, unter ihnen Ernest Hemingway, Egon Erwin Kisch, Antoine de Saint-Exupéry, Simone Weil und George Orwell.

Gerade die ausländischen Intellektuellen sorgten mit dafür, dass dieser Krieg so umfassend dokumentiert wurde, wie wohl keiner zuvor. Was heute WhatsApp und Instagram sind, waren damals Berichte und Tagebücher. Die Euphorie über die ausländische Unterstützung erlosch schnell – auf beiden Seiten. Die »Interbrigadisten«, wie sie sich nannten, waren schlecht ausgerüstet, sprachen meist kein Spanisch und hatten wenig Kampferfahrung. Trotzdem verstanden sich die Freiwilligen oft als Elitetruppe, die eine besondere Behandlung, einen besonderen Dank verdient hätte.

Der ehemalige Bundeswehrsanitäter unterschreibt den Vertrag ein paar Tage später, als Anführer seiner Einheit. In dem Vertrag, der dem SPIEGEL vorliegt, steht, dass er der Ukraine Gehorsam schulde und dass der Vertrag bis zum Ende des Kriegsrechts in der Ukraine gelte. Der Sold beträgt umgerechnet 500 Euro im Monat. Er schickt ein Foto, darauf ist er in der Uniform zu sehen, die er von den Ukrainern bekommen hat.

Das Waffentraining laufe gut, sagt er. Ein paar Tage später ruft er noch einmal an. Er sagt, er habe geweint im Wald. Er wolle helfen, aber so habe er sich das nicht vorgestellt. Das Essen sei eine Katastrophe. Es gebe jeden Tag nur Borschtsch und etwas, das aussehe wie Taube.

Ihr Kommandeur sei arrogant, die Hälfte der Mannschaft krank, huste, bekomme Antibiotika. Alle seien frustriert. Viele erfahrene Veteranen, darunter gut ausgebildete Spezialisten, wollten bald abbrechen. Während einfache Kämpfer Borschtsch essen und das Lager nicht verlassen dürfen, führen die Offiziere in die Stadt und holten sich Pizza. Die Truppe sei korrupt, die Organisation schlecht, das Geld komme nicht da an, wo es hinsolle.

Er selbst wisse nicht, wie lange er das hier noch mitmache, sagt der Deutsche. Der Krieg sei bisher sehr deprimierend. ■